



Nr. 42

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1911

Die Wirtin von Heiligenbronn.

Roman von Hermann Stegemann.

(Fortsetzung.)

Ga, ich hab Dich etwas lernen lassen," antwortete Marie Therese ihrer Tochter, „Du kannst frei und frank Deinen Weg gehen. Aber Dein Weg geht um dieses Haus herum, in einem Kreis, der keinen Ausweg hat, so lange unser Vater Dir den Weg nicht frei gibt oder ein rechter Mann Dich heimholt.“

„Und Du, Mutter?“

„Ich bin damals dem Vater und der Mutter zu leid gegangen, und es hat mich lang gebrannt, daß ich es tun mußte. Aber ich hab's getan, denn ich hab' keine größeren Pflichten gehabt daheim, und wenn ich zugrund gegangen wäre in der Welt, statt jetzt hier zu sitzen, so hätten sie sagen müssen: Es ist uns nichts schuldig geblieben. Wenn Du das von Dir sagen kannst, so geh, ich hält Dich nicht!“ Und Marie Therese wandte sich ab und ließ sich langsam, mit müden Bewegungen in den Sessel gleiten. Vor ihr auf dem Tische lagen Berge von Briefschaften und geschäftlichen Papieren und dazwischen stand das Bild des Mannes, dem sie manches verziehen hatte, denn sie dankte ihm die Lebensarbeit, die sie sich in unruhvollem Oranje ersehnt hatte, und die Kinder, die aus ihrem Schoß gestiegen waren und von denen das eine ihr noch in den Schoß und das andere schon auf das Herz trat.

Es war etwas in ihren Worten und in ihrer Haltung gewesen, das der Tochter den Mund verschloß und sie wankend machte in ihrem Trost, der sich an den gutneinenden, aber das irrende, schwärzende Gefühl des Mädchens wind rüttelnden Worten und Einwendungen der Mutter entzündet hatte.

Wie in einem Uebereinkommen brachen sie ab und ließen den Konflikt ungelöst, aber es war doch ein gutes Wort, als das Theresle leise sagte: „Gute Nacht, liebe Mutter!“

Und wie eine tiefere Glocke Antwort gibt, klang's treu zurück:

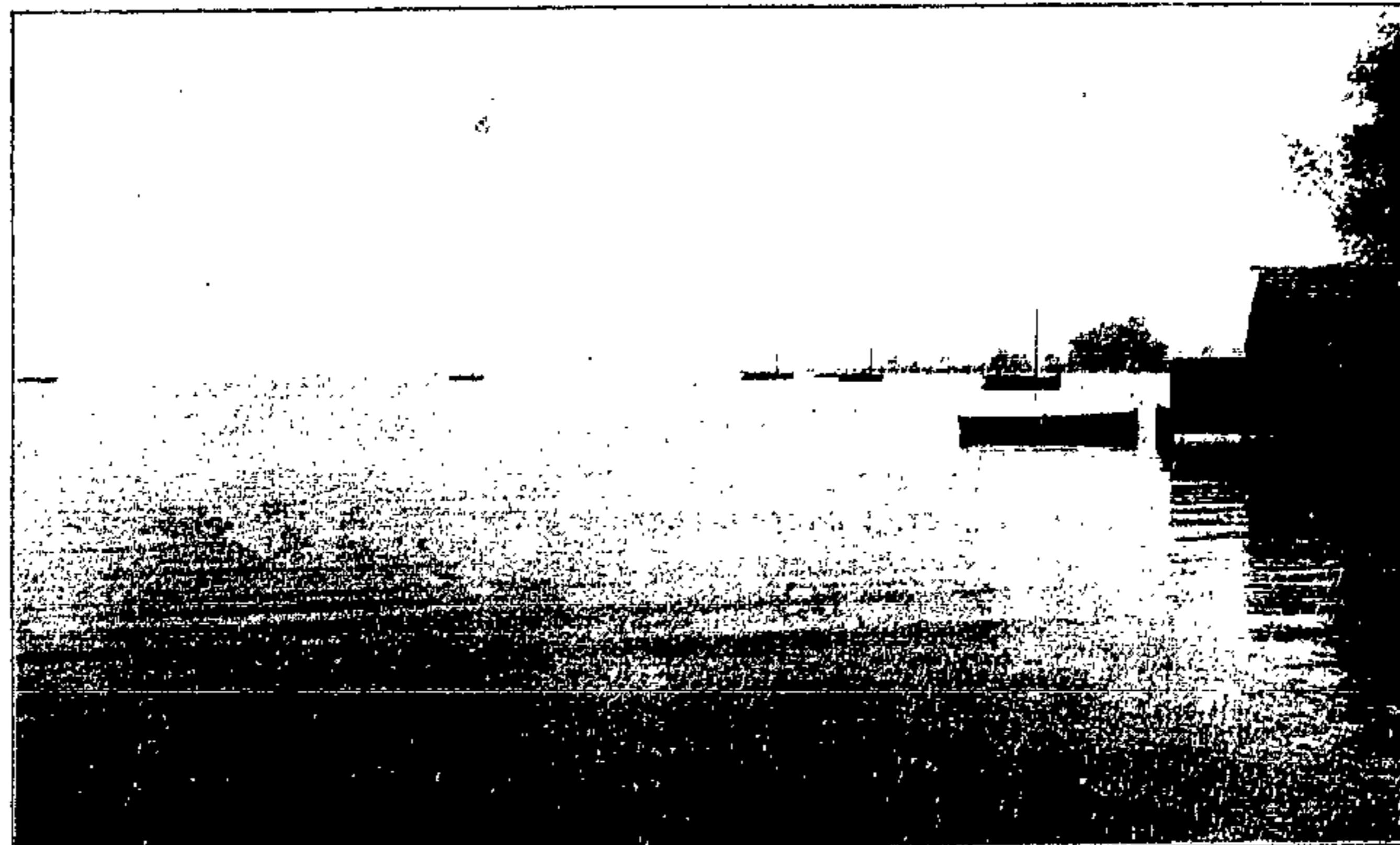
„Schlaf' gut, mein Kind!“

Lange noch saß Therese Markwalder und wog den Tag, der heute mit neuen Sorgen in ihr Leben getreten war. Ein neuer Kreuzweg, ein neuer Wegweiser, aber sie wurzelte in ihrem starken Willen und der Überzeugung, daß sie dem Glücke ihres Kindes gerecht geworden war, als sie das unsichere Geständnis nicht zum Aufschluß nahm, dem Theresle daraus ein Schicksal zu schmieden.

Vor dem Fenster hatte sich eine Grille angesiedelt, die zirpte ihr unermüdlich ins Ohr, und ihr Geigelein erinnerte Therese an ein altes

bekennen, ihr den Sohn erweckt. Sie hatte es gesessen, nein, sie hatte mehr getan, sie hatte sich überwunden und im Überwinden die Kraft gefunden, den Mann fest in die Arme zu schließen. Aber heute saß sie allein. Die Grille geigte, die grünen Lichtlein tanzten dazu, der Duft der Linden und der Hebenblüten erfüllte das Zimmer, und ein silberner Schleier, gewoben aus tausend Sternen, wallte am Himmel der Sommernacht und die Waldberge schienen größer und gewaltiger als am hellen Tage, wie sie so massig und schwärzer noch als die Nacht den Hintergrund füllten. Marie Therese war aufgestanden und hatte hinausgeschaut, bis das gelbe Bierock hinten auf dem Nasenplatz verschwunden war. Das war der Widerchein aus dem Zimmer des Mädchens gewesen, das heute von der Mutter einen eigenen Weg, einen eigenen Willen und ein Liebesglück begehrte. Und da entschloß sich die Mutter, dem Großvater nun doch von der Abschreibung zu berichten, die heute vollzogen worden war und fügte die Geschichte von den Mutterjahren und den Mädchenwünschen bei. Noch lange stand das weiße Licht in den Glühkörpern ihres Zimmers, noch lange klang ihr das Birpen der

Grille ins Ohr. Als Marie Therese Antwort erhielt aus dem Hozzental, stieg ihr die Nöte ins Gesicht, denn der Vater schrieb: „Dass mich das Theresle rächen werde, hab ich nicht begehrkt, aber ich hab an den Tag denken müssen, wo ich jo vor dem Theresle gestanden bin, das uns Haar einen Schulmeister gewürzt hätte und wie ein Entlein zu Wasser gefahren ist, und seine Mutter ist als eine Henne dabei gestanden und hat ihm nachgerufen, es sei ein schlechtes Volk. Das Großkind hat Vater und Mutter in einem, sich zu, dass Du ihm von beiden genug und von keinem das Falsche zeigest. Es ist mehr von unserem harten Grind und harzigen Gast in ihm, als leichter Mut von der Vatersseite. Hah Sorg, große Feuer motten lang, kleine brennen hell!“



Am Steinhuder Meer.

Acht Tage trug Marie Therese den Brief im Gedächtnis, wo sie stand und ging; mitten im tausendfältigen, verwirrenden Betriebe, denn es galt zweihundert Gäste zu speisen. Das Haus summte wie ein Bienenstock, die Gelder ließen, die Briefe flogen, die Bestellungen häuften sich und hundert kleine und große Anlässe und Konzerte in der Frische, auf den Stufen, zwischen Gästen und Bedienung, zwischen Kurverwaltung und Hotel, zwischen Regierung und Haus mitschmeißen mit raschem Entschluss beigelegt oder durchgeschossen und zum Auszug gebracht werden. Immer und überall fingen ihr die Worte des Vaters im Ohr, wie gesprochen von seiner Stimme, mit einem herzlichen verhaltenen Lachen darin, das über dem Ernst des Lebens schwebt, wie die Sonne in dieses dunkle Wasser scheint und es durchleuchtet.

Insgesamt beobachtete Marie Therese das Kind, aber das Theresle war klug und tat, als merkte es die Sorge nicht, obwohl die Augen der Mutter es verfolgten. Es hatte rechtschaffen in seine Kissen geweint. Ein gewisses Misstrauen war aus dieser Tränenstaat erwachsen. Herr Paul Hölscher stieß jetzt auf größere Zurückhaltung, wenn er eine Partnerin für das Tennis oder eine Tänzerin auf den Haussäulen suchte. Sah sie, daß er vorher irgendwo anders den Versuch gemacht hatte, sich eine Dame zu holen, so wies sie ihn um so frostiger ab. Nie ist das Theresle mehr Theresle und weniger Fräulein Therese gewesen und so die Treppe geflogen von früh bis spät und nie hat es sich um den kleinen Nesthocker mehr angenommen, der ihr seit einem Jahre ärger anhing als der Mutter, die an der Spitze des gewaltigen Unternehmens kaum Zeit erübrigen konnte, ihn an sich zu ziehen. Und nie tat das Theresle das Stolzer! Mit einem trockigen Gefühl tat sie es, als wollte es sagen: wart nur, Mutter, ich will Dir zeigen, ob ich nicht ein Recht habe auf meinen Willen, ob ich ihn nicht gern hab den Bub, ob ich nicht einen Platz hab im Leben!

Und da war noch einer, der bekam's zuerst zu spüren, daß in dem Theresle ein Feuerlein mottete, das, wenn es ausbrach, einen ganzen Wald verzehren konnte. Das war der Doktor. „Der Doktor“ hieß Nepomuk Baumgart immer noch im Badhotel, und ganz Heiligenbronn nannte ihn jetzt nicht anders, obwohl sich mittlerweile noch drei Ärzte in dem Orte niedergelassen hatten und an Stelle des alten Medizinalrates ein neuer Titular getreten war, der die Interessen der Badeverwaltung und der Regierung wahrzunehmen hatte.

Baumgart begegnete dem Theresle im Flur, als er mit dem Notizblock in der Hand hastig daherkam, um seine Besuche zu machen.

„Guten Morgen, Theresle. Donnerwetter noch, machen Sie heute ein böses Gesicht, ich fürchte mich ja,“ scherzte er im Vorbeigehen und sah ihr warm in die Augen.

Da vertrat sie ihm den Weg.

„Warum nennen Sie mich immer noch Theresle? Theresle, das ist ein Wort für meinen Großvater und meine Mutter. Aber ich bin nicht Ihr Theresle. Ich sag auch nicht, nicht.“

Sie stockte.

„Nicht Memopukle oder Mucki, wie meine Mutter gesagt hat,“ half er ihr gutmütig aus. Und als er es tat, kam ihm der Gedanke, wie das wohl klänge, wenn das Theresle „Mucki“ zu ihm sagte!

„So, so mein ich's gerade,“ vollendete das Theresle trocken.

Er hatte seine Besuche vergessen und besann sich einen Augenblick, dann erwiderte er ernst: „Eigentlich haben Sie recht. Wir sind jetzt nicht mehr dieselben, die wir vor ein paar Jahren noch waren. Also darf ich oder vielmehr soll ich jetzt Fräulein Therese sagen, Theresle — von, Fräulein Therese?“

Aber da ereignete sich etwas ganz Erstaunliches. Stattdessen plötzlich wild mit dem Füße und hauchte ihn mit tonloser Stimme, fast schluchzend vor Zorn an: „Nein, ich bin auch nicht Ihr Fräulein Therese, ich bin überhaupt niemandes Fräulein Therese, ich hasse diese vertrauliche Kurrede! Das ist noch schlimmer als Theresle, denn Theresle sagen wenigstens nur Sie, aber Fräulein Therese, so will mich jeder küssen nennen. Und das verbitt ich mir!“

Und an ihm vorbei, der keines Wortes mächtig, seinen Notizblock mit beiden Händen schüttend vor sich hielt, stürmte das Theresle Markwalder den roten Plüschtüpfel entlang, auf dem die Sonne spielend glänzte. Ganz am Ende des Gangs angelangt, blickte es sich noch einmal um und warf den Kopf in den Nacken, dann war es verschwunden.

Die ersten Patienten, vornehmlich aber die Patientinnen, fanden den Doktor heute sehr kurz angebunden.

So eifrig aber das Theresle war und so sehr sich die Mutter in acht nahm, sich nichts merken zu lassen, geschah es doch, daß sie aus ihrer gegenseitigen Unsicherheit heraus in wirtschaftlichen Dingen und über der Pflege des Franzel aneinanderstießen. Zu anderen Zeiten wäre es gewesen, wie wenn ein Regentropfen auf den Wasserspiegel fällt und ein harmloses Kinglein zieht. Jetzt aber schlug jedesmal ein großer Stein ein und zerschmetterte den klaren Spiegel, daß der Bruch nach allen Seiten lief. Und jedesmal wuchs danach bei Marie Therese mit dem Zorn über den Trost die Angst, und bei dem Theresle mit dem Zorn über die Strenge das Verlangen, sich frei zu machen, denn jetzt erst empfand es ein starkes Unbehagen, wenn es von den Gästen als Fräulein Therese zu dulden gebeten wurde, um den Lückenbiss zu machen. Dabei wußte es, daß es beinahe seine Pflicht war, sich so gebrachten zu lassen. Dem Doktor begegnete es mit einem gewissen Schuldbewußtsein, und da er festamerweise noch schuldbewußter schien, so wuchs sich bei dem Theresle das Schuldgefühl in ein tiefes Mitleid aus. Und dann, wenn Doktor Baumgart sagte, daß Herr Hölscher krank war und auf einer Heirat mit ihm kein Segen lag, so war das unzweifelhaft richtig. Überhaupt — wenn der Doktor etwas sagte —

Noch einmal waren Mutter und Tochter zusammengestoßen. Da setzte sich das Theresle hin und schrieb einen Brief, in dem es Abschied nahm von der Mutter und erklärte, es werde jetzt, das heißt morgen, seinen eigenen Weg antreten.

„Ich habe ja einsehen müssen, daß ich es Dir doch nicht recht machen kann, und ich weiß, daß ich Dir nicht die Hilfe sein kann, die Du nötig hast.“

Oder nein (es strich den letzten Teil des Satzes wieder durch) — die Mutter hat keine Hilfe nötig, und als es zwei dicke Striche durch die Worte zog, war es recht stolz auf seine Mutter das Theresle Markwalder!

Am Abend aber da kämpfte es um den Abschied von dem Franzel. Der Koffer war schon gepackt. Niemand hatte etwas bemerkt, denn er stand von jeher in seiner Kammer und Tag für Tag hatte es ein Stück mehr hineingetan. Wenn es sich mit der Mutter gestritten hatte, legte es ein paar Hemden hinein, wenn es sah, daß Herr Hölscher es mit einer unerwünschten Vertraulichkeit begrüßte, warf es wild ein paar Strümpfe nach, und wenn der Doktor mit einem unsicherem Lächeln den Hut zog, dann legte es ein Nöcklein zusammen und strich es still in den Koffer. Und nun hatte es den Franzel zu Bett gebracht. Er hatte noch eine Schnecke mitgenommen ins Bett, die saß auf einem großen grünen Blatt, und das Theresle mußte ihm singen helfen, damit die Schnecke

aus dem Häuslein schlüpfte und ihre vier Hörnlein zeige.

Da sang der Franzel mit andächtiger Miene und heller Stimme:

„Schnecke, Schnecke, schniere —
Zeig mir deine Vierel
Wein du sie nicht zeigen willst,
Werf ich dich in' Graben,
Fressen dich die Raben,
Fressen dich die Müllerküken,
Zum dich hinten und vorne zwicken!“

Und das Theresle sang tapfer mit und dabei sind ihm die Tränen über die Wangen gelaufen.

Marie Therese war an diesem Tage ahnungsvollen Gemütes gewesen, und nur der Wirbel der Hochaison, der eine feste Hand erforderte, ließ sie die innere Unruhe vergessen.

Jetzt kam sie, ihren Buben auf die Macht zu grüßen und das Theresle hatte Mühe, seine unzeitigen Tränen zu verstecken. Es lag aber in den Armen und blieb so liegen, als die Mutter eintrat. Da schlug die Mutter über sie gebungt, ihre weichen starken Hände über die Fingerlein des Kindes und die schlanken Finger der großen Tochter, die warm ineinanderlagen.

„Und morgen krieg ich Guifi,“ hastete der Kleine.

Die Mutter lächelte und sagte bedeutsam: „Wenn Bubi brav ist! Aber wenn Bubi groß ist, muß es ohne Guifi brav sein wie das Theresle.“

Dabei legte sie die Hand leise auf die weiche Haarkrone der Tochter, die mit angehaltenem Atem die seltene Liebkosung duldet. Das lustige und starkmütige Lächeln, das dabei langsam über das Gesicht der Mutter zog, hat das Theresle nicht gesehen.

Marie Therese ließ die Tochter noch bei dem Buben. Im Vestibül gab sie Auftrag, den Doktor ja nicht aus den Augen zu verlieren und ersiedigte rasch einige wichtige Angelegenheiten. Dabei überwachte sie den Ausgang, und entließ dann den ersten Sekretär, als Doktor Baumgart gemeldet wurde.

„Also, wir warten mit der Einreichung des Baugesuches bis zum Amtsantritt des neuen Amtmannes. Sie haben da ganz recht, Bögler, wenn der derzeitige Amtmann die Sache zu den Akten nimmt, kommt bei dem Wechsel doch noch eine Verschleppung heraus, und da es das letzte Mal ist, daß ich baue, um das Badhaus zu vergrößern und die Quelle neu zu fassen, so soll's ohne das gehen.“

Baumgart hatte die letzten Worte noch gehört.

„Also Sie glauben, daß Ihnen die Regierung gestattet, die Quelle neu zu bohren und zu fassen? Frau Markwalder, Sie besitzen wirklich eine unerschütterliche Zuversicht!“

„Ist's etwas Unvernünftiges oder etwas Unrechtes, was ich tun will?“ fragte Marie Therese.

Bewahre, sogar etwas verflucht — pardon — rießig Gescheites! Ein Gedanke, auf den natürlich noch niemand gekommen ist, und mich wundert nur, daß gerade Sie unsere Kermittel bereichern wollen, Sie, die doch keine Kranken, sondern nur gesunde Kurgäste in Heiligenbronn haben wollen.“

„Ja, Doktor, da mögen Sie mich inkonsequent schelten. Aber erstens habe ich als Frau, glaub ich, das Recht dazu, etwas zu tun, was wie ein Widerspruch aussieht und zweitens wußte ich nicht, daß mir Kranken die Quelle und die Badeeinrichtung benutzen dürfen.“

„Foppen Sie nur, Frau Markwalder, ich hätte mir denken können, daß Sie die Sache wieder von der ideellen und der praktischen Seite zugleich angreifen. Aber wir wollen sehen, was die hohe Regierung dazu sagt, daß Sie dem Wasser in die Tiefe nachsteigen wollen.“

„Das will ich gar nicht. Aber es ist doch nichts, daß wir das laue Wasser aus dem Brünnlein schöpfen, das mitten in unserem Land aus den Steinen tritt, ohne nur darauf zu denken, wie es gesichert werden kann. Und dann, die Regierung hat ihr große Quelle auch geschachtet und gesetzt.“

„Zurwoll, vor dreihundert Jahren schon. Aber seither hat sie wenig genug dazu getan. Bis heute. Dem neuen Amtmann sagt man größere Energie nach. Vielleicht wird der Bäderbau nun auch einmal fertig.“

Marie Theresie hatte sich so gesetzt, daß sie den Ausgang des Hotels übersehen konnte, und der Doktor stand sie merkwürdig zerstreut. Jetzt unterbrach sie ihn und sagte hastig: „Verzeihen Sie mir, ich brauche Sie heute.“

„Heute?“ wiederholte er und wurde noch ernster.

„Ja, ich glaube, es ist so weit. Wenn ich mich daran versteh und nach dem gehe, was ich tät mit einem jungen Kopf und einem starken verwirrten Herzen, so läuft das Theresle heut in die Welt.“

„Das ist verrückt! Das Theresle in die Welt! Das gehört hierher, das Theresle!“ stieß Baumgart hervor und griff sich in den blonden Vollbart und sprang unruhig auf.

Da lachte Marie Theresie leise, ein resigniertes, ein bekümmerliches und doch ein ehrliches Lachen.

„Glauben Sie denn, daß ich es geben lasse, mein Theresle? Aber ich hab's Ihnen ja gesagt, daß es sich seit acht Tagen in diesen Gedanken hineinarbeitet, und ich bin auch schuld, daß es heute schon sein Kofferchen gepackt hat. Wir stehen uns, seit wir wissen und darauf achten, daß wir einander nicht wohl tun wollen. Aber es ging nicht anders, ich hab's mitteln müssen, daß es mir nicht so einen Flirt, eine Spül- und Tanzlieblichkeit zu einer Herzensfaz macht, an der es verblüft oder sich fernum und frank sorgt. Und jetzt müssen Sie ihm aufpassen. Ich hab' niemand sonst, und ich vertrau's auch keinem sonst, das Theresle. Ich kann's nicht. Ich las' ihm die Tür auf, sonst geht es mir durchs Fenster. Und ich will, daß es das Haus hinter sich hat, draußen sieht es alles anders. Aber lassen Sie es mir nicht weiter kommen, als ich's noch erreichen kann. Ich will nicht, daß es mir nur aus Trob, nur um wegzukommen und nicht, um etwas zu werden, aus den Armen und aus den Pflichten läuft.“

Unverwandt hasteten ihre Augen an dem Portal, durch das das Theresle kommen mußte.

Baumgart war aufgeregt hin und her gegangen.

„Natürlich, ein Unsinn wär's, ein Unsinn, wie nur ein couragiertes Mädchen, wie ihn nur unser Theresle fertig bringt! Ja, aber ich kann's doch nicht fesseln und esfortieren! Wir sind ohnedies seit ein paar Tagen, ich hab's Ihnen ja erzählt, aus dem rechten Verhältnis gekommen. Das heißt, wenn's das rechte war! Also sagen wir, aus dem alten Verhältnis gekommen.“

„Lieber Doktor, ich brauche Sie,“ antwortete Marie Theresie ruhig und zuversichtlich.

Sie stand langsam auf und wies mit der Hand hinaus.

„Da geht das Theresle!“

Und es war ein Stolz und ein Schmerz, eine Größe in diesem Hinweis auf den Ausgang der Tochter aus dem Vaterhaus, daß der Mann jenen Schauer im Nacken spürte, der einen nur bei echter Ergriffenheit zu besinnen pflegt. Und doch lag's wie ein Leichten über allem!

Ja, dort ging das Theresle Marialdorfer in den Sommerabend, der aus weißen, hochgefürmten Wolkengebilden, die langsam am blauen Himmel ausgeweitet waren, einen letzten lichten Schein empfing. Mitten zwischen wan-

delnden Wästen hindurch, strich das Theresle im knappen Kleid schlank und frei, ein Federhöschen in der Hand und glaubte, daß es so am leichtesten und am würdigsten das Haus verlassen könne. Daß ihm die Mutter den Koffer nachsenden werde, daran hat es keinen Augenblick gezweifelt. Sie blickten ihm nach. Unter den Bäumen aufgetreten, die auf der anderen Seite der Straße ihre Schatten breiteten, schaute es noch einmal flüchtig zurück. Dann war es verschwunden.

Da ergriff Baumgart seinen Hut, stieß den Notizblock liegen und sagte: „Ich bring's zurück, lebendig oder tot!“

Aus dem Grunde seines Herzens war dieser törichte Spruch geflogen, und er hatte ihn nicht mehr richtig stellen können, denn schon schritt er, rücksichtslos allen Unreden ausweichend, durch die Halle und über den Vorplatz.

Marie Theresie sah ihm nach, ein seltsames Lächeln in den Winkel des schönen Mundes, aber so ruhig sie scheinen wollte, klopfte ihr das Herz wie ein Hammer, und zum ersten Male hatte das Gong, das dröhrend zum Abendtische rief, keinen Hall für sie, obwohl es vom Diener an ihrer Tür vorbeigeschlagen wurde und mit seinem metallenen Dröhnen alle Räume füllte.

Das Theresle war schon lange verschwunden, die Gestalt Baumgartens ihren Blicken entrückt und die Abendschatten tiefer geworden, da stand Marie Theresie noch, wo sie gestanden, und starre mit dunklen Augen in den sinkenden Tag. Allein, ganz allein, aber stark und gläubig und bereit, die Arme aufzuheben und das Theresle an sich zu ziehen und zu sagen: „Hier gehörst Du her!“

Der Bahnhof lag jenseits des Kurparkes, und das Theresle gedachte den Weg durch den Park zu nehmen. Es ging langsam, denn der Zug fuhr erst in einer halben Stunde, und seit es den Entschluß, das Haus zu verlassen, bestätigt und die Schwelle überschritten hatte, schleppte es an seinem Herzen. Aber einhalten tat's nicht. Der Park umfang es mit seinen dichten Blüthen und überschattete es mit den hohen Bäumen, sam ihm mit Rosendüften entgegen und stellte ihm schließlich die große Feder in den Weg, die vor dem alten Thermenhaus stand und ihre Neste wehrend ausbreitete.

Durch das weiche Dunkel des Sommerabends schimmerte das Bürgerüst der neuen Bäder und reckte sich in den hellen Himmel, und das Theresle mustete an die Zeit denken, da die Mutter gebaut hatte. Die Mutter, immer die Mutter, und wo es den Namen angriff, haftete Fleiß und Arbeit daran und der lebendige Wille und — daß es sich es nur gestand — die wortfarge treue Liebe, die heute abend die Hand auf seinen trockigen Kopf gelegt hatte!

Hinter ihm lachten Schritte. Es wußt ein wenig aus. Da stürzte jemand an ihm vorbei.

Dem Theresle setzte einen Augenblick das Herz aus. Das war der Doktor, und mit dem war das Heimweh vorübergefahrt und riß es in einen Wirbel, und dann lehrte der Doktor plötzlich um und zog den Hut und sagte: „Wahrhaftig, das Theresle, pardon, ich meine natürlich Fräulein Marialdorfer! Verzeihung, daß ich so vorbeiraße, ich — ich werde nämlich zu Hause erwartet.“

Aber er blieb stehen, beinahe so, als wollte er ihr vollends den Weg versperren, und das Theresle hat das gar nicht gemerkt.

„Dann haben wir einen Weg, erwiderte es, um etwas zu sagen.

„Ja, wollen Sie denn zu mir, Fräulein Theresie — pardon — Theresle?“

„Sagen Sie heute nur Theresie,“ erlaubte sie ihm großherzig, denn er kam schon seit acht Tagen mit den verschiedenen Unreden nicht zu recht und heute, da möchte er nur noch einmal Theresie sagen, und es klang so doch am besten aus seinem Munde.

(Erste Seite folgt)

Im norddeutschen Seengebiet.

Von Karl Lenz.

Wenn wir von norddeutschen Seen und dem dazu gehörigen Lande sprechen, so meinen wir jenes Gebiet, das von den mecklenburgischen Pabelseen im Osten, vom Schweriner und Rostocker See im Westen begrenzt wird, also das südliche Mecklenburg und die ihm benachbarten Landstriche. Wer dieses Gebiet aufsucht, darf keine großen und gewaltigen Naturschönheiten erwarten, aber er wird immerhin eine Natur vorfinden, der er bei aller ihrer Schönheit eine gewisse Eigenart nicht absprechen kann. Und wie meist überall auf der Erde, so passen auch hier Landschaft und Ortschaft zusammen, denn das eine bedingt in seiner Stilart das andere, wenn diese Stilart auch gelegentlich nichts weiter ist als eine reine Stillosigkeit.

Und das ist das Landschaftsbild: flugsandüberwehte Wege durch magere Necker und düstlige Tristen; kleine, schwarz-träg rinnende Wasserläufe; schilfumstandene Seen; eintönige Niedermäler mit Wachholderbeständen und im Spätsommerjahr gelb-aufleuchtenden Minsterwäldern; hier und da ein Lehmbügel, der auf seinem Gipfel eine Mühle trägt; eine strohgedeckte Häuseransammlung, die sich Dorf nennt; ein Städtlein mit einem oder zwei Kirchtürmen und den Ruinen einer alten Mauerumfassung; und über dem Ganzen ein weißbläßer Himmel, der nur an ganz besondere Sonnentagen ein verwischtes Bild aufstellt. Nichts mehr und nichts weniger. . . .

Wer eine Wanderung durch diese Gegend macht, wird, besonders im Anfang, recht unter der Monotonie der Landschaft leiden. Das gleiche eintönige Bild umfaßt, bald als Feld, bald als Wald, ihn frisch und spät. Aber bereits nach verhältnismäßig kurzer Zeit wird ihm auch diese Eintrübung ihre bescheidenen intimen Reize offenbaren, die hier in den zitternden Sonnenreflexen auf den braunroten Niedermälern bestehen, dort in einem silbrigen Aufblühen des bleigrauen Wassers, in einer Tönung des blühenden Schilfes oder des fröhliche ansehenden Wachholders. Und schließlich wird die Stille, die diesem Landschaftsbilde entspricht, auch auf ihn einwirken, wird ihm Auge und Ohr schärfen und ihm Verständnis zutragen für alle Eigentümlichkeiten dieser nordischen Landschaft.

Groß auf Gesellschaft darf der Wanderer in diesem nordischen Seengebiet schließlich auch nicht rechnen, denn spärlich nur ist dieses Land bewohnt, und rar sind die Dörfer, zu denen sein Weg führt. Gesellt sich aber ein Beggenosse zu ihm, dann wird er bald erkennen, daß sich hinter aller Spötzigkeit und Verschlossenheit des äuferen Wesens ein guter und gerader Charakter verbirgt, der sich in keiner Art nicht freiwillig gibt, sondern erst gewonnen werden will.

Je mehr man in diesem Seengebiete nach Norden kommt, desto mehr macht sich die Kultur der alten Schwedenzeit bemerkbar. Name nicht dort, wo noch ein Turm, ein Stück Mauer der alten Stadtbefestigung steht, wird dies augenfällig. Denn die dänischen und südschwedischen Städte gleichen den charakteristischen Ortschäften im norddeutschen Seengebiet in gar mancher Beziehung. Die Straßenanlage, das Pflaster die öffentlichen Bauten deuten entschieden mehr nach dem Norden als nach dem Süden hin. Und daß auch hier im Obotritenlande ehemals eine alte und hohe Kultur sesshaft war, davon erzählen die Städtebilder von Neubrandenburg Rostock, Wismar — und in den Nachgegenden von Naumburg, Lübeck und Lüneburg — gar manches. Trost, Stärke und Machtbewußtsein prägen sich in den noch erhaltenen Türen und Toren aus. Und wollen auch diese Reste vergangener Herrlichkeit nicht mehr rech-

zum heutigen, oft recht nüchternen Stadtbilde passen, so ist es doch kunst- und kulturgeschichtlich wertvoll, daß man nicht im Nebeneifer unserer modernen kapitalistischen Periode dargesessen ist, auszubessern, d. h. zu verschandeln oder gar abzutragen und die abgeräumten Vändereien der Profitier des unersättlichen Bodenspekulantentums zu überlassen.

Aber auch sonst sind diese Städtchen reich an mancherlei Eigenart, durch die man sich oft in längst vergangene Zeiten hineinversetzt fühlt. Durch das Pflaster der breiten, sonnigen Straßen wuchert ungezähmt und üppig das Gras.

Die niederen Häuser, die diese Straßen flankieren, haben fast sämtlich an den Außenfenstern kleine, schräggestellte Spiegel, in denen Neugierige alles das erschauen und erspähen können, was sich auf der Straße begibt, ohne daß sie an das Fenster zu treten oder sich gar hinauszulehnen brauchen. Morgens und abends trotzt das liebe Vieh blökend und muhend durch diese Straßen. Jedes Tier kennt seinen Stall und bleibt, unaufhörlich Einlaß rufend, vor ihm stehen, bis geöffnet wird. Des Morgens aber, meist in aller Herrgottsfriühe, läßt der Stadthirt auf seinem Horn ein melodisches Stücklein, das Signal für die tagsüber seiner Obhut unvertrauten. Dann trotzen, froh und laut den jungen Tag begrüßend, die Bierfüßler aus ihren Ställen heraus, gehen dem ihnen bekannten Signale nach, um vereint auf die Wiesen und Weiden des Städtchens hinauszuziehen, geleitet oder getrieben vom peitschenknallenden Hirten und dem laut kläffenden Schäferhund; ein echtes und rechtes Kleinstadtidyll.

Die Art des Hausbaues in diesen Dörfern des norddeutschen Seengebietes ist der Lehmfachwerkbau. Ein Riesenstrohdach krönt gewöhnlich das braune Giebelgebäck. Nur der Dorfkrug, das Wirtshaus, zeichnet sich meist durch seine mehr modern angehauchte Schmuckheit aus. Es präsentiert sich als roter, ziegeldeckter Steinbau, in dessen Gaststube selten der Harmoniumapparat oder der Phonograph fehlen. Der Wirt pflegt seine Gäste meist gern an sich heranzukommen zu lassen. Das viele Reden ist nicht seine Sache. Wortlos stellt er den Becher Bier auf den Tisch. Und wortlos streicht er das Geld ein. Man muß schon gerade in einem solchen Dorf-

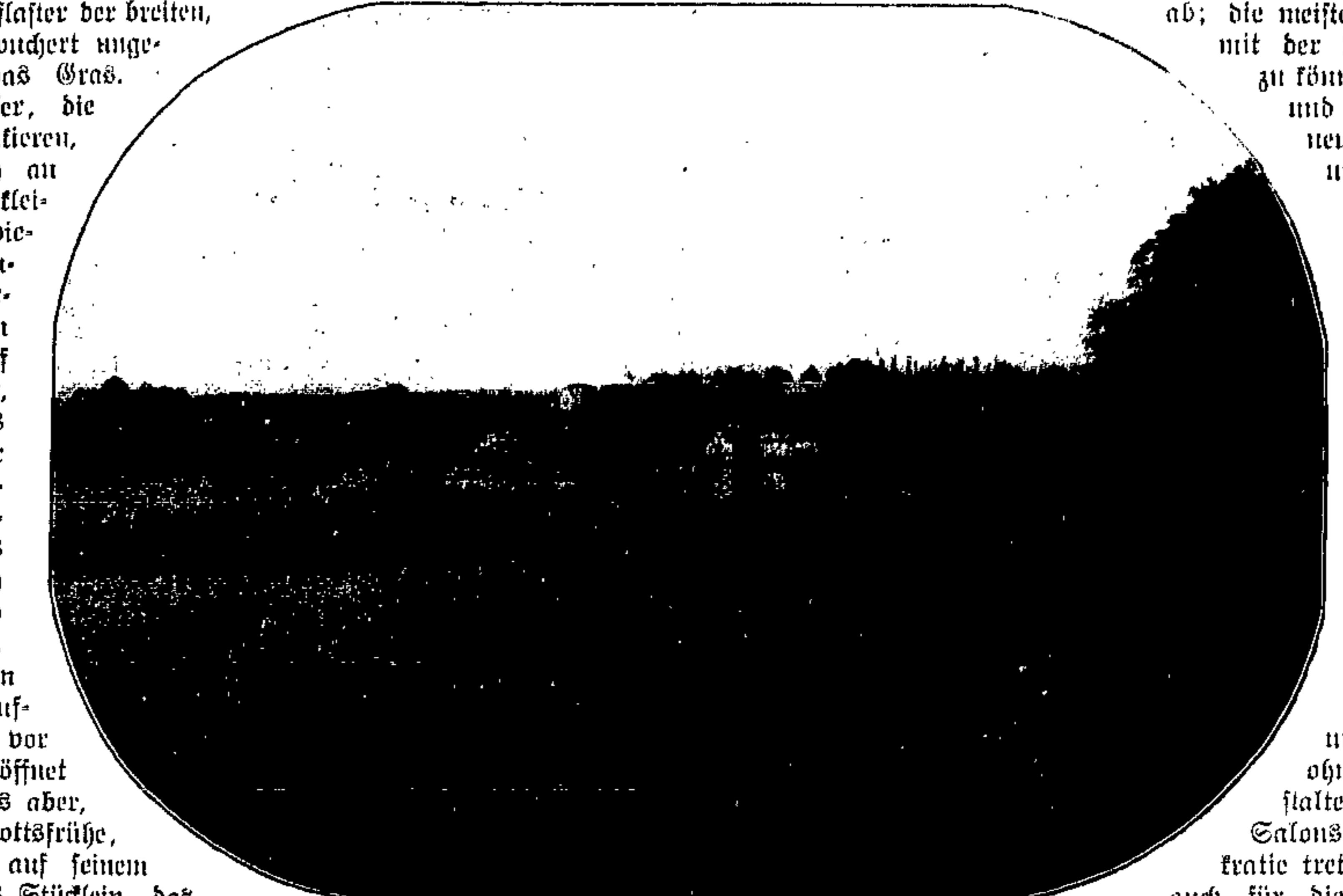
wirtshaus Nachquartier genommen haben, um sobiel Vertrauen oder Neugier zu erwecken, daß sich die Wirtslente nach dem Woher und Wohin erkundigen. Aber gut und auch verhältnismäßig billig ist man in diesen dörflichen Gasthäusern fast immer aufgehoben. Man denkt unwillkürlich an die „gute, alte Zeit“. Denn diese rein ländlichen Distrikte haben nur in den allerleisten Jahren den Vormarsch in die „neue“ Zeit mitgemacht. Da ging die Umnutzung ins

wie vor vierzig Jahren und machen sich die selben freundnachbarlichen gegenseitigen Verbeugungen, als wären sie durch plötzlichen Zauber spruch beim Höflichkeitstausch für ewige Zeiten festgebannt; freilich steht noch immer das Häuschen des alten Handschuhmachers da, wie das Sommerpalais eines Samoleden; das sind aber nur Ausnahmen. Viele neue Emporkömmlinge von Häuslern sehen mit ihren stolzen Dächern voll Verachtung auf die zurückgebliebenen Generationen herab; die meisten der alten haben, um mit der Jugend Schritt halten zu können, sich verstoßen lassen, und fast alle haben sich in neue Gewänder geworfen und prangen in Blau und Rot und Gelb und Grün, ja sogar in solchen Farben, die's eigentlich garnicht gibt. Die Eulen des zweiten Stockes haben Wohnlichkeit verheizenden Fenstern Platz machen müssen, und wo früher ein durch Dürgerhäufen verziertes Pflaster hals- und beingesährlich unter stagnierenden Gewässern sich peinlich hinwand und trümmte, geht man jetzt trockenen Fußes und kann von der Straße ohne Fuß- und Krakanstanzen in die gesieertesten Salons der städtischen Aristokratie treten.“ Das aber dürfte auch für die Nachbargebiete von

Reuters Vaterland Geltung gehabt haben. Denn auch hier hat eine ähnliche Landschaft einen verwandten Menschenbild gezeugt, der in seinen Handlungen kein Ungestimmt kennt. Er läßt die Entwicklung gemächlich an sich herankommen und ebnet ihr nicht groß die Wege. Und was nicht heute wird, geschieht eben morgen. Auf die Dauer kann jedoch keiner der Ereignissen, und wären sie selbst politischer Natur, aus dem Wege gehen.

Mecklenburg und seine Nachbargebiete gehören zu den charakteristischsten Landstrichen Norddeutschlands. Wir haben es hier nicht mit dem typischen Flachland des Nordens zu tun, sondern mit einem

waldbestandenen, seendurchsetzten Gebiet, in welchem selbst Hügelsbildung und Taleinschnitte nicht fehlen. Und einschönnes, zum mindesten aber eigenartiges Land war es und ist es. Im allgemeinen zählt man in den beiden mecklenburgischen Ländern insgesamt 461 größere Landseen, wobei die kleineren, deren Länge geringer als 750 Meter ist, nicht mitgerechnet sind; sie bedecken ein Areal von 770 Quadratkilometern. Um be-

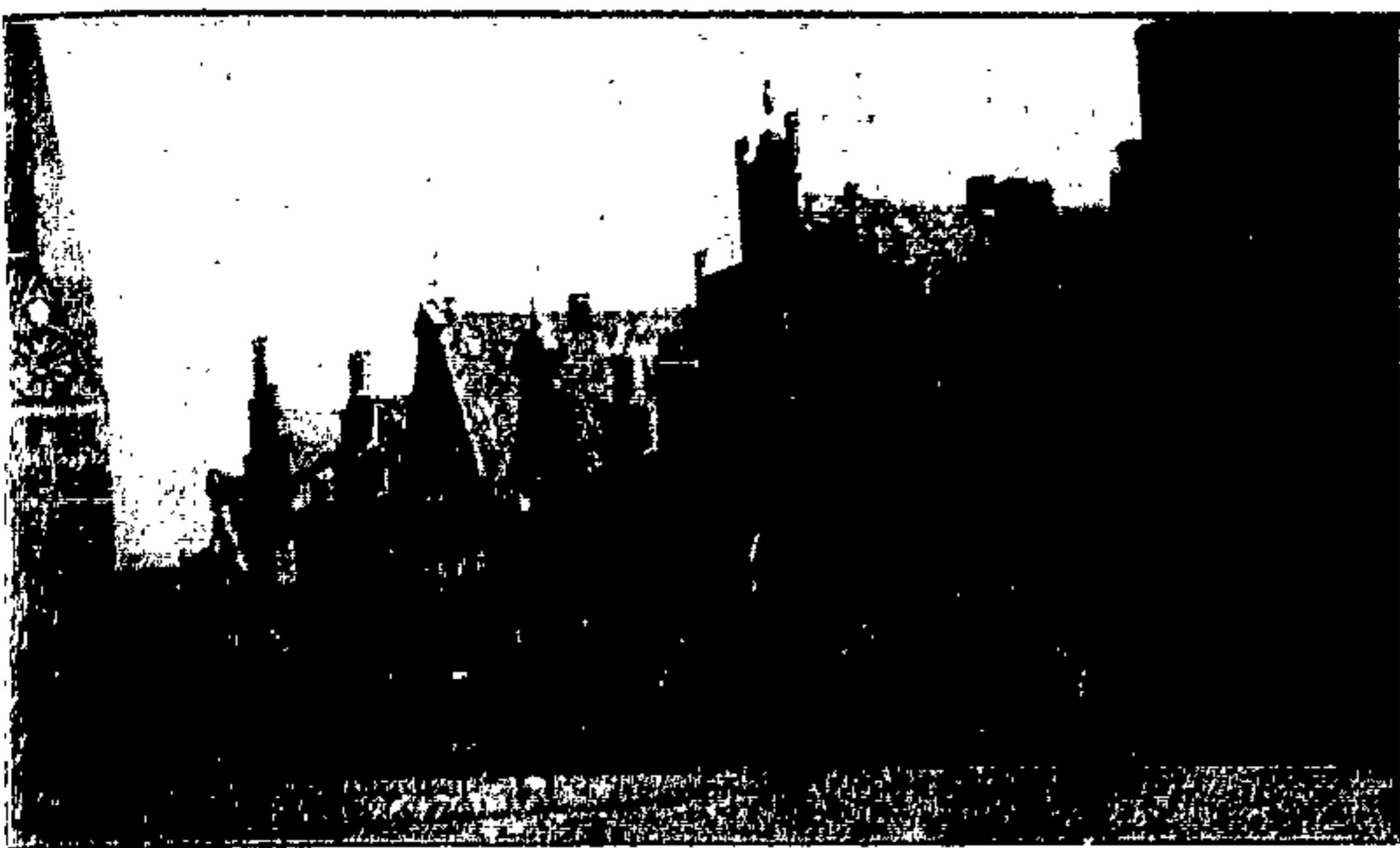


Ratzeburg.

Moderne noch nicht ganz so im Tempo der Siebenmeilenstiefel, wie das anderweitig der Fall gewesen ist. Man war hier zu Lande bedächtiger, langsamer, in sich geführter. Und so paßt im großen und ganzen auf Dorf und Kleinstadt im Mecklenburgischen heute noch manches, was Fritz Reuter uns von ihnen aus seinen Tagen berichtet hat, wie z. B. in der bekannten Schmurr-Murr-Erzählung „Meine Vaterstadt Stavenhagen“, in der es an einer Stelle heißt: „Freilich stehen Weber Schultens Haus und Weber Schmidtts Haus noch immer



Treppe am Lübecker Rathaus.



Am Sand.

tauntesten sind die folgenden Seen: Schweriner, Sternberger, Kratzower, Goldberger, Müritz, Mölpirer, Fleesen, Malchower, Plauer, Birker, Dreh, Galenbecker, Töllense, Vieps, Schwiel, Dassower. Organisch zur selben Seenkollekte gehören noch die nordbrandenburgischen, pommerischen und ratzeburgischen Seen. Der geologische und landschaftliche Charakter aller dieser Gewässer ist im wesentlichen überall der gleiche. So eintönig auch auffangt die Landschaft auf den Besucher einwirkt, auch diese Monotonie offenbart bald ihre reiche, wenn auch bescheidene Mannigfaltigkeit. Die Seen sind freilich oft von sumpfigen Schilfgürteln umgeben, oder ein feiner Flugsandstreifen hat sein gelbglierendes Pulver um die Wasseroberfläche gestreut. Und doch wandert es sich gut an ihren Rändern, besonders im beginnenden Sommer, wenn über dem Schilf der violette Hauch der Blüte gelagert ist oder Mummeln und Wasserrosen gelb und weiß aus der Flut leuchten. Dann vergibt sich der schlüpfrige Flugsand rasch, durch den man oft Stundenlang waten mußte. Gern läßt man sich von dieser bescheidenen nordischen Lieblichkeit gefangen nehmen, die rauend und rinnend den, der ihr zu lauschen versteht, in träumende Personenheit zu wiegen weiß — eine Personenheit, von der auch unsere Bilder, sowohl die von den

Seen, wie auch die aus den Städten gar manches zu erzählen haben.

Zu allen Jahreszeiten offenbart sich die Schönheit dieser Landschaft. Am prächtigsten aber ist sie anzuschauen, wenn der scheidende Frühling dem nahenden Sommer die Hand

Seenland eine hohe, klingende Poetie, wie sie schöner auch anderweitig nirgends augetroffen werden kann. . . .

Aus dem Bestreben heraus, der Euge der Großstadt und der freudlosen Arbeit auf kurze Zeit zu entfliehen und, das Mänzel auf dem Rücken, zu Fuß das Land zu durchstreifen, hat sich vor etwa zwei Jahren auch im norddeutschen Flachland, und zwar in Berlin, der Arbeiter-Wanderbund „Die Naturfreunde“ gebildet. Er will das Naturempfinden und die Naturerkennnis in der Arbeiterschaft wecken, stärken und pflegen helfen und durch regelmäßige Wanderungen, Besichtigungen, Vorträge usw. die Bildungsbestrebungen innerhalb des Proletariats fördern. Mitglieder dieser Vereinigung kann nur werden, wer einer auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung stehenden politischen oder gewerkschaftlichen Organisation angehört. Die all-

sonntäglichen Wanderschaften des Arbeiterwanderbundes gehen nach landschaftlich besonders schönen oder wissenschaftlich interessanten Gegenden der Mark Brandenburg und den Nachbargebieten. Eine kleine Monatsschrift „Der Wanderfreund“, die vom Bunde herausgegeben wird und in Berlin erscheint, sucht durch belehrende und anregende Aufsätze die Bestrebungen zu fördern.



Lüneburg.

Rathaus.



Kratzeburg in Mecklenburg.

reicht. Dann hat sich auch diese farge Erde mit Blumen geschmückt, die doppelt farbig und freundlich aus dem braunen, ärmlichen Gewande des moorigen Bodens herausleuchten in Sternen und Kelchen, in Glocken und in Rosetten. Wenn dazu noch die Gräser blühen und die Unken in den Eimeln ihr glockentiefes Gelaut stimmen, dann schwingt selbst in diesen nordischen, stillen



Schifferhaus.



Lübeck.

Burgtor.

Das Zweistromland in alter Zeit.

Von A. Conrady.

(Gesch.)

Qus der Tell-el-Amarna-Mitteilungen sind hier im einzelnen diejenigen Briefe von Interesse, die zwischen babylonisch-assyrischen Machthabern und den Pharaonen gewechselt worden sind. Sie drehen sich größtenteils um Heiratsbündnisse zwischen den Königshäusern von Ägypten und Babylonien. Weiter legt wenigstens der König Burnaburiash von Babylon in überaus naiver Weise sein Verlangen nach Geschenken an den Tag, indem er den Pharaon mehr Gold, als dieser überstandt, anbietet, möglichst viel Gold geschenkt haben will. Sehr bemerkenswert ist ein Brief Amenophis III. an Radachmancharbi, den König von Babylon, insofern darin die Absicht ausgesprochen ist, durch zu entsendende Gesandte feste Abmachungen auf handelspolitischem Gebiet, in bezug auf Zölle und dergleichen, wir würden heute sagen, einen Handelsvertrag zustande zu bringen. Es ergibt sich aus dieser Korrespondenz die Tatsache ständiger Austauschbeziehungen zwischen Ägypten und Babylonien und überhaupt in den vorderasiatischen Gebieten für diese Zeit; überhaupt rege internationale Beziehungen gehen daraus hervor.

Sehr merkwürdig ist auch in einem Brief des Burnaburiash ein darin verhüllt hervortretendes Gefühl der Eifersucht auf das Emporkommen Assyriens, das in dieser Zeit beginnt, sich Babylonien an die Seite zu stellen und es in bezug auf die Machtstellung rasch zu überholen. Zu Hammurabis Zeiten mit ihren schon existierenden Städten Assur und Ninive dem König von Babylon untertan, kamen die Assyrer, in ihrer rauheren Vergangenheit am oberen Tigris unzivilisierter und kriegerischer geblieben als ihre Stammverwandten weiter unten, nach der Mitte des 2. Jahrtausends mehr und mehr dahin, Babylon Gesehe vorzuschreiben und gleichzeitig nach allen Seiten unter fortwährenden Kriegen erobernd sich auszudehnen. Besonders seit dem assyrischen Könige Tiglat-Pileser I. (gegen 1100 v. Chr.) beginnt die assyrische Macht immer größer zu werden. Zeitweilige Rückschläge fehlten nicht. Über seit circa 900 v. Chr. wurden die Assyrer auch nach Syrien hinein immer mächtiger. Ein Land nach dem andern machten sie sich botmäßig und tributpflichtig. Hat doch bereits Tiglat-Pileser I. die assyrischen Waffen bis an die Küsten des Mittelmeers getragen. In ganz Vorderasien waren die Assyrer bald ein Gegenstand des Schreckens; denn ihre Heerscharen waren die furchterlichste Plage, die über ein Land kommen konnte. In ihrer Kriegsführung und ihrem Verfahren mit überwundenen „Rebellen“ waren die Assyrer von unüberbietbarer Grausamkeit. Dafür liefern die Königsinschriften von Ninive die unanzeckbarsten Beweise, indem sich hier die assyrischen Despoten geradezu aller der Grausamkeiten rühmen, die unter ihrem Befehl und mitunter durch ihre eigene Hand begangen wurden.

Zimmerfort wiederholen sich die Berichte, daß Gefangene massenhaft verstümmelt werden. Nasen- und Ohrenabschneiden, Ausreissen der Zunge, Ausbrennen der Augen gehörten zu den gebräuchlichsten Strafverfahren gegen besiegte Feinde. Könige nehmen derartige Dinge höchst eigenhändig vor. So sehen wir eine dieser Majestäten dargestellt, wie sie einem Rebellen mit der Lanze die Augen aussticht, nachdem ein Ring durch die Unterlippe ihm unmöglich gemacht hat, den Kopf zurückzuziehen. Ein Bild im Palast des Assurbanipal stellt sogar dar, wie der König in einem Garten beim Gelage ist und zur offenen Ergötzung vor seinen Augen den abgezerrten Kopf eines besiegt Feindes zu hängen hat. Bei derartigen

Mannibalenriten kann man einem amerikanischen Historiker nicht unrecht geben, der in den Assyrern eine Wirkung von Barbarei und Zivilisation findet und als Gesamteindruck ihrer Geschichte ansieht, daß die Barbarei bei ihnen die Zivilisation überwiege.

Hindefest ist nicht zu leugnen, daß sie sich die äußere Kultur des Südens mit großer Virtuosität angeeignet haben. Ihr Verhältnis zu Babylonien ist darin ähnlich, wie später etwa das der Römer zu Griechenland. Zu selbständiger Produktion und zur Originalität scheinen die Assyrer es freilich noch weniger gebracht zu haben als die Römer. Wenigstens scheint sich ihre literarische Tätigkeit fast ganz auf das Abschreiben babylonischer Erzeugnisse beschränkt zu haben. Auch auf künstlerischem Gebiet arbeiteten sie durchweg nach babylonischen Vorbildern und sind dabei wohl bloß in der Technik noch etwas weiter gekommen. Zumindest brachten sie es dahin, daß die Mittelpunkte ihres Reiches in äußerem Glanze nicht hinter Babylon zurückstanden. Besonders gilt dies für Nineve, diejenige unter ihren Städten, die zur größten Bedeutung gelangt ist. Nineve ist wohl zuerst emporgekommen als eine Handels- und demnächst auch wohl Industriestadt. Diese Stelle am oberen Tigris war ja von der Natur dazu bestimmt, den Verkehr zwischen Babylonien und seinen östlichen Verbindungen auf der einen, dem Westen auf der anderen Seite zu vermitteln. Bis gegen Nineve ist der Tigris schiffbar, und von hier nahmen also die Karawanen ihren Ausgang, die gen Westen zogen. Der hebräische Prophet Nahum erahnt von Nineve, daß es mehr Händler habe als Sterne am Himmel seien, und Habakuk führt Assyrien unter denen auf, die den bedeutendsten Handel mit den phönizischen Städten trieben und kostliche Gewebe dahin exportierten.

Diese Handelsbeziehungen muß man auch ins Auge fassen, um die Eroberungspolitik der assyrischen Könige recht zu begreifen. Dabei lag eben besonders auch der Gedanke zugrunde, die Karawanenstraßen zu sichern und eine Handelsherrschaft auszuüben. Es läßt sich in mehreren Fällen nachweisen, daß die assyrischen Kaufleute die Könige zu Eroberungszügen beeinflußten, um das Gebiet ihrer geschäftlichen Operationen zu erweitern. So ist kein Zweifel, daß Nineve in seiner Blütezeit eine große Stadt war, wenn auch entfernt nicht so bevölkert, wie man früher annahm. Der Mauerumfang von etwa 10 Kilometern läßt keinen Gedanken an die Phantasien von der Millionenstadt Nineve. Nach seinem Flächeninhalt kann Nineve kaum mehr als ein paar hunderttausend Einwohner gehabt haben. Seine Hauptstraße hieß im 7. Jahrhundert die Königstraße, die unter Sanherib zur Prachtstraße gestaltet wurde. Ihre Breite war jetzt durchgängig auf 62 große Ellen bemessen. Um zu verhindern, daß Einwohner bei Neubauten vorrückten und dadurch die Straße wieder verengerten, ließ Sanherib einen drastischen Anschlag anbringen, der für das assyrische Regierungssystem charakteristisch ist: „Wenn je einer von den Einwohnern Nинives sein altes Haus umbaut und ein neues baut und dabei mit dem Fundament seines Hauses in die Königstraße eintritt, den soll man auf seinem Hause auf einen Pfahl hängen.“

Daraus spricht ein orientalischer Despotismus, der seine Grenze an der auch hier öfters Wirklichkeit gewordenen Möglichkeit findet, daß es zu Königsmorden und Palastrevolutionen kommt. Wie wissen im übrigen von der inneren Geschichte Assyriens sehr wenig. Ein Bürgerkrieg, der über die Verhältnisse einer gewöhnlichen Thronrevolution hinausging, kam im Jahre 763 v. Chr. zum Ausbruch. Die Umwälzung begann mit einem Aufstand in der Stadt Assur, der immer größere Dimensionen

annahm und wahrscheinlich ganz Assyrien ergriff. Die revolutionären Wirren dauerten Jahrzehntelang. Über Gründe und Ziele der Bewegung wissen wir nichts. Das Ende war, daß 745 der Usurpator Tiglat-Pileser III. auf den Thron kam. Er stellte in großen Kriegszügen die inzwischen schwer erschütterte äußere Machtstellung Assyriens wieder her, bis nach Palästina hin, und es war nun die Zeit nahe herbeigekommen, wo die assyrische Macht dem israelitischen Reich verhängnisvoll werden sollte. Die ersten Verführungen lagen schon beträchtlich weiter zurück. Schon unter dem Assyrrer König Salmanassar II. (860--824) begannen die Kriegszüge der Assyrer, Palästina in Mitleidenschaft zu ziehen, und wir vernehmen zum ersten Male in den minoischen Inschriften etwas über die Hebräer, zunächst über ihren nördlichen Teil, das Reich Israel. 851 fällt ein Zug Salmanassars gegen die jüdische Stadt Samoth, deren Machthaber neben anderen Verbündeten auch den israelitischen König Ahab hat, der in der assyrischen Inschrift „Ahabbi, der Sirilite“ genannt und als Führer einer Streitmacht von 2000 Wagen und 10 000 Soldaten angegeben wird. 842 trat dann schon für einen israelitischen König die Notwendigkeit ein, an Assyrien Tribut zu zahlen. An einen Zug Salmanassars über Damaskus schloß sich diese Abgabeanleiung des Königs Jehu von Israel, der nach dem sogenannten schwarzen Obelisk des Salmanassar entrichtete Silber, Gold, Goldgeräte, Blei und kostbare Holzer. Seitdem verwandelte sich Israel mehr und mehr in einen reinen Vasallenstaat Assyriens, und als es sich schließlich aus diesem Verhältnis zu befreien suchte, erfolgte die Belagerung Samarias durch Salmanassar IV. und die Einnahme durch Sargon, der 722 die Einwohner, nach keilschriftlicher Angabe 27 290 an der Zahl, nach Medien und Assyrien deportierte, babylonische Kolonisten an die Stelle setzte.

Sein Nachfolger Sanherib belagerte bereits die Judentauptstadt Jerusalem, die nach assyrischer Angabe Tribut leistete und huldigte. Indes scheint Sanherib die Belagerung schließlich haben aufgeben müssen. Der biblische Bericht über die angebliche Katastrophe des assyrischen Heeres ist freilich sagenhaft. Zumindest aber blieb Juda als assyrische Vasallenstadt bestehen und hat dann eine prekäre Existenz gefristet bis nach dem Fall von Assyrien, dessen Erbe in Syrien und Palästina, das neubabylonische Reich dann dem Judentum ein Ende mache und einen großen Teil der oberen Zehntausend in die babylonische Gefangenschaft abführte (586). Babylonien bildete vor der Katastrophe Nинives auch lange Zeit teils als Vasallenstaat Assyriens, teils direkt unter seiner Herrschaft eine Provinz des Weltreichs — nach damaligen Begriffen —, wozu das vor Zeiten wenig beachtete ehemalige Assurengebiet Babyloniens sich mehr und mehr ausgewachsen hatte. Seine größte Ausdehnung, der bald ein rascher Niedergang folgte, erreichte das assyrische Reich erst im 7. Jahrhundert v. Chr. Unter Assarhaddon kam sogar Ägypten unter assyrische Herrschaft, und unter Assurbanipal schien der Höhepunkt erreicht, begann aber auch schon der Verfall; unter seinen Nachfolgern, über deren Regierung wir weiter nichts wissen, erfolgte der Zusammenbruch. 606 v. Chr. fällt der Untergang Nинives und der Reste des assyrischen Reichs. Es war seit gerammer Zeit schon bedrängt durch indogermanische Stämme, besonders durch die Meder, die damals zu einem starken Gemeinschaft zusammengefaßt waren. Mit diesen Barbaren fanden sich zu einem selbstmörderischen Bündnis zusammen die bei dem Verfall der assyrischen Macht einkommenden selbständigen Könige des jetzt beginnenden neubabylonischen Reichs, Nabopolassar und Nebukadnezar. Ihrem gemeinsamen Ansturm erlag Nинive.

Reste der assyrischen Großmachtstellung rettete nun Babylon ins 6. Jahrhundert hinüber, und die Stadt Babylon war zu dieser Zeit wahrscheinlich größer als je zuvor, obwohl keineswegs den modernen Millionenphantasien entsprechend. Unter Nebukadnezars Nachfolgern aber trat ein rasches Heruntersinken von der vorübergehend erreichten Höhe ein. Die indogermanischen Stämme im Osten wurden immer gefährlicher, zumal seit die Meder durch die Perse unter Cyrus abgelöst worden waren. Der Perseföhrer Cyrus bekriegte den letzten babylonischen König Nabonid und eroberte schließlich 538 ohne Kampf Babylon, von der Einwohner-

schaft, was tief blicken läßt, beispielhaft aufgenommen. Mit dem babylonischen Reich errang auch die babylonische Gefangenenschaft der Juden ihr Ende. Cyrus erlaubte deuten, die Lust hatten, nach Palästina zurückzufahren. Nicht wenige machten davon Gebrauch und brachten nun eine große Menge neuer babylonischer Kulturelemente in die Heimat mit. Au zahlreichen Stellen legt das Alte Testament von den Einflüssen der Eiselperiode Zeugnis ab, und auch der Monotheismus, der nun unter den Juden sich geltend machte, ist offenbar unter dem Einfluß babylonischer Spekulationen erwachsen. So suchen Delitzsch und andere Assyriologen auch in den

späteren jüdischen Vorstellungen von der Hölle, dem Paradies, dem Teufel usw. babylonischen Einfluß. Im einzelnen liegen hier die Dinge vielfach noch im Dunkel. Allgemein gesprochen aber kann daran gar kein Zweifel sein, daß die babylonischen Einflüsse für die Entwicklung des Judentums außerordentlich bedeutsam gewesen sind. Darüber mehr Marke zu schaffen, gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Assyriologie, deren Material im steten Wachstum begriffen ist, so daß die Hoffnung berechtigt erscheint, von der Heilschriftsforschung noch eine Fülle neuer Erkenntnis für die älteste geschichtliche Entwicklung der Muttermenschheit zu gewinnen. —

Ausflang.

Von Karl Petersson.

Die kleinen schaumigen Röten Wellen lösen in ewig gleichem Spiel den weiten Strand, in dessen weißen, weichen, warmen Sand zahllose Menschenkinder hingestreckt des Sommerabends Zauber still genießen. Goldstrahlen webt die Sonne durch die Lust, die fast durchzittert wird vom Frohgefühl all derer, die für heute den Raum sprengt, in den des Tages Arbeit sie geschlagen.

Um Ufer gleiten Boote her und hin, von denen eins, in dem ein junges Paar sich ernst und schweigend gegenüberstellt, mit kräft'gen Ruderschlägen vorwärts schiebt, quer durch den Strom, zum andern Ufer hin. In Gleichtakt taucht das Ruder in die Flut. Kein Laut sonst drängt sich in das tiefe Schweigen beider Menschenkinder dumpf bedrückt. Igen,

Des Mannes schlanke, schmiegsame Gestalt, sein starker Arm, der fest das Ruder führt, geschwelt von Kraft, sind sie das Bild der Verdrossen aber ist des Auges Blick. Jugend. Das ew'ge Einerlei im Alltagskampf, im Kampfe mit der Sorge um das Brot, das harde Ringen mit der grausen Not, hat tief ins Auge seine Spur gebraben. Doch als die Sonne jetzt den grauen Dunst, der wie ein Schleier auf dem Wasser lag, in einem Augenblick hinweggehauht, weithin den Strom in schimmernd Goldverwandelt, da weitet freudig sich des Mannes Brust, in stillem Glanze leuchten seine Augen, und gierig trinkt er Lust und Sonnenschein. Hinweggehauht hat auch von seiner Stirn, von seiner Seele alles Leid die Sonne, und hente, heute ist sein Sonntag.

Schon will ein Lied sich auf die Lippen schleichen, ein leises Lied; da schweift sein Blick verstohlen zu seinem Weibe hin — und er bleibt stumm. Ihr blondes Haar, das weich die Stirn umerglühte unterm Sonnenkuss wie Gold, schein, und ihr so zartes, blosses Angesicht wird fast durchleuchtet von der Sonne Strahlen. Doch ach, so matt und müde ist ihr Blick, und aus dem feinen, schmalen Angesicht spricht tief ergreifend eine stumme Klage von einem heißen, ungestillten Sehnen, von einem Ringen um des Gatten Liebe, bei dem die Seele still verblutet war. Er war ein Träumer, der sich eine Welt, sich seine Welt im Innern aufgebaut, in der er lebte, seine Träume spann, in der er unausprechlich glücklich war.

Doch als das Leben dann mit rauher Hand den Träumer schleppt in die Wirklichkeit, zum Kampf ihn mit dem grauen Alltag zwang und mit der Sorge um das farge Brot, da hat ihn die Verzweiflung oft gepackt, oft drohte er im Kampf zu unterliegen.

Er stieg kaum mehr hinab in seine Welt, doch hat auch seltener ein frohes Venchten sein so verhärmtes Angesicht erhellt, und langsam ist es schließlich ganz erloschen.

Sein Weib hat sich in Lieb um ihn bemüht; des Abends scheuchte sie mit ihrer lieben Hand die Sorgensalten von des Gatten Stirn. Den ganzen Reichtum ihrer großen Liebe hat sie vor dem Geliebten ausgebreitet. Doch als er stumm daran vorüberging, in seiner Seele nichts von Lieb erklang, da ist sein Weib auch schen und still geworden, so schen und still, daß ihn ein Grauen packte und er mit einem Male sehend wurde, sich heilig schwur, ein anderer zu werden.

Und wieder hebt er seinen Blick empor zu seinem schönen, stillen, blossen Weibe und sieht ihr großes, flares Auge dann wie in verhallter Freude auf sich ruhn, als habe sie im Herzen ihm gelesen. Da strahlt auch froh sein Auge wieder auf und kräftiger taucht er die Ruder ein, daß weithin in die leichtbewegte Flut leuchtenden Funken gleich die Tropfen stoben. Weit drüben bleibt der Elbestrand zurück. Nun hat das Boot die Insel bald erreicht, und um sie her wird's einsam nun und still.

In einen Bach, der sich durch dichtes Schilf den Weg gebahnt, lenkt sicher er das Boot. Geheimnisvoll und düster rauscht das Schilf und säumt mit seinem tiefen, satten Grün des Baches klare, spiegelglatte Flut, die nun des Abendhimmels goldne Glut in heißen Flammenfarben widerstrahlt. Und sacht, ganz sacht taucht er das Ruder ein, als fürchte er, den Zauber zu zerstören; so gleitet denn, unhörbar fast, das Boot durch dichtes Schilf sanft in das Inselreich.

Nun hölt es still an zwei der alten Weiden, die weithinab die Silberzweige neigen. Sie steigen ans. — Im märchenhaften Glanz des Sommerabends liegt die Insel da. Noch überwältigt von der Fahrt durchs Schilf, andachtsversunken stehen die beiden still, und langsam senkt der Insel Abendpracht sich nun in ihre Schönheitstrunken Seelen. — Des Mannes Augen leuchten jubelnd auf; weit breitet er dann seine Arme aus, als wolle er die ganze Pracht umfangen und schlingt sie dann fest um sein junges Weib, das traumverloren ihm zur Seite steht.

Liebkosend gleitet seine Arbeitshand dann langsam über ihren blonden Scheitel. Und sie, die auch die kleinste Zärtlichkeit so lange, ach, schon schmerzlichst hat entbehrt, erschauert unter seiner lieben Hand, als habe endlich sie das Glück berührt, und innig schmiegt sie sich an seine Brust.

So schreiten beide nun, umlost vom süßen Duft des frischen Herbs, das auf den Feldern liegt, über die Wiesen hin dem Flusse zu.

„Ich wollte Dich“, brach endlich er das Schweigen, „bevor für immer ich von meinen Träumen scheide, um mich mit ganzer Seele Dir zu weihen, doch einmal noch auf meine Insel führen, wo manche Stunde herrlich ich verträumt, wohin ich immer mich gesträumt habe, wenn ich im Kampf zu unterliegen drohte, wo aus des gronen Alltags Ungemach sich meine Seele leicht und frei erhob. Sag selbst, ist's hier nicht schön und weihewoll, kannst Du, mein Lieb, den Zauber mir begreifen, mit dem die Insel mich so oft umspann?“

Da blickt sie ihn so voller Liebe an. Da, jubeln ihre Augen, ja, ich kann's! — „Und nun“, sagt sie zu ihm mit leisem Leben, „nun darf ich Dir aus übervollem Herzen, daß Du mir noch Dein Kindes offenbart, den ganzen wunderbaren Reichtum Deiner Seele, bevor Du ganz von all dem Schönen scheidest, das Deine Welt, Dein Sein hat ausgemacht. Denn noch ist's Zeit; ich will Dein Opfer nicht, Du sollst Dir Deine Traumwelt nicht zerstören. So wie Du bist, nicht anders kannst Du sein, und so mir wirkt Du wieder glücklich werden. Sieh her, auch ich hab Mut und Kraft genug, und freudig will ich kämpfen mit dem Leben, damit Du — unberührt von all dem Lörm — in Frieden leben kannst in Deiner Welt. Und wenn Du mich“, so schloß sie zögernd nun, „für würdig hältst, in Deine Welt zu treten, und sei es auch in Feierstunden nur, so werde ich schon überglücklich sein!“ Aufsalwend streicht sie mit der einen Hand die kleinen blonden Löckchen aus der Stirn, und mit der andern sucht sie dann ihr Herz, das ihr das Blut heiß in die Schläfen trieb und wild und stürmisch hämmert, festzuhalten.

Er aber starrt sie anfangs sprachlos an, als könne er der Worte Sinn nicht fassen; doch dann durchflutet ihn ein Tanzesfühl, so tief und heiß, wie nie in seinem Leben. Er fühlt's, nun wird er nicht mehr einsam sein, und selber Jubel hebt er sie empor. Dann faßt er sanft sie nieder in das Gras am Fuße einer alten, grünen Weide, nimmt ihre schmalen Hände zwischen seine, führt lang und innig sie, und seinen Kopf legt er in ihren Schoß und weint vor Glück. Ganz sacht und leise streicht sie ihm durchs Haar, hebt ihren lieben Kopf zu sich empor und läßt ihm dann die Tränen vom Gesicht.

Hoch auf dem Deich da läuten Glockenblumen den wundervollen Sommertag zur Freiheit; wie flüssig Silber schimmert fern der Fluß, und Stern auf Stern erklimmt den Abendhimmel, der nun ein neugeschmiedet Glück umspannt.

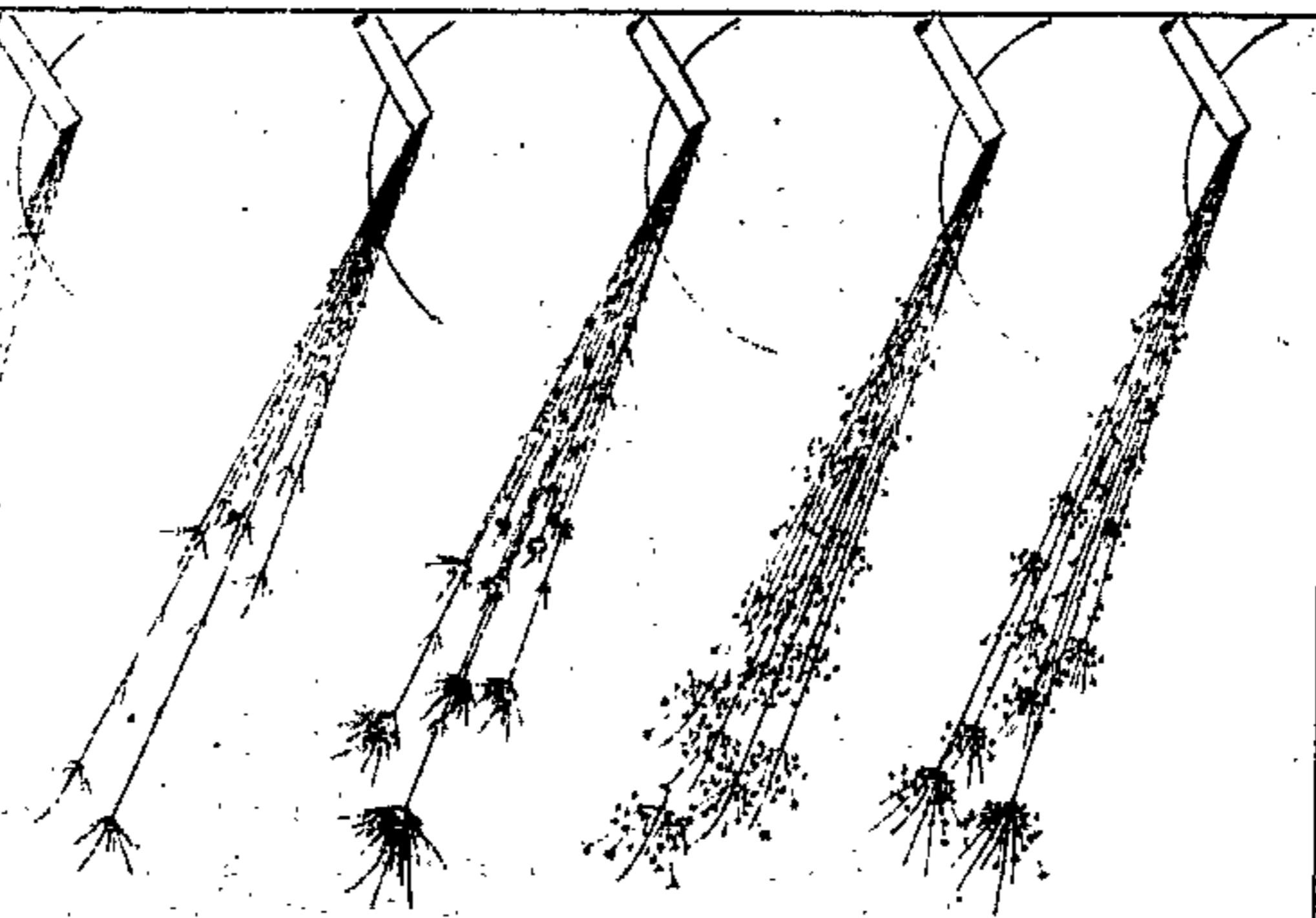
Funken als Erkennungszeichen für Stahlarten.
In technischen Betrieben sammelt sich mit der Zeit eine große Menge von Materialresten an, deren einzelne Stücke natürlich wertvoll und benutzbar sind. Leider ist es schwer, sie alle so genau auseinanderzuhalten, daß man immer gleich weiß, welche Sorten Stahl z. B. man vor sich hat und ob man ein Stück für einen bestimmten Zweck gebrauchen kann. Die Methoden, welche eine sichere Bestimmung des Materials erlauben, sind so kompliziert, daß es sich meist nicht lohnt, sie anzuwenden, weil der Wert des Stahilstücks dazu nicht groß genug ist. Als sichere Methode kommt vor allen anderen die metallographische in Betracht, bei der ein Schliff hergestellt, geätzt und mikroskopisch untersucht wird. Dass das eine immerhin zeitraubende Operation ist, wird jeder zugeben. Ebenso ist es mit der chemischen Methode.

Nun hat aber der Ingenieur Max Hermann ein höchst einfaches Verfahren ausgebildet, das in jeder Werkstatt anwendbar ist, wenn man sich nur einige Übung in der Handhabung erworben hat. Er fand, daß die Funken, welche Stahl beim Schleifen z. B. auf der Schmirgelscheibe geben, für die einzelnen Sorten ganz charakteristische Unterschiede besitzen. Erst wenn man genau darauf achtet, fällt das auf, dann aber auch unverkennbar. Zur Erläuterung dienen einige Bilder, die Hermann veröffentlicht hat. Das Kreisstück oben stellt ein Stück der Schmirgelscheibe dar, woran das stabsförmige Stahlstück geschliffen wird. Die große Geschwindigkeit ruht bei der starken Reibung, die zwischen dem angedrückten Stahlstück und der Schmirgelscheibe entsteht, ganz kleine Stückchen Schmirgel sowohl wie Stahl los, von letzterem jedoch mehr als vom ersten. Da Schmirgel aber einen viel höheren Glühpunkt hat als Stahl, so sieht man vornehmlich die Funken der losgerissenen Stahlspänen, die eigentlichen Schleifspalten. Diese bestehen nun sowohl aus Stahl wie auch aus den kleinen Beimischungen von Kohlenstoff und den anderen speziellen Stoffen, die die charakteristischen Eigenschaften der Stahlarten bilden, also Wolfram, Mangan, Chrom, Nickel usw. Es ist nun nicht verwunderlich, daß die durch die Reibung hochgezündeten Spänen je nach den speziellen Eigenschaften der Beimischungen auch verschiedenartig glühen, z. B. in verschiedener Farbe, mit verschiedener Stärke und auch in verschiedener Funkenart. Bei der herabziehenden Funkelgarbe muß man besonders auf das Ende achten. Für weichen Stahl ist das kennzeichnende Bild das Stachelbüschel, das bloß aus wenigen spitzen stachelähnlichen Linien besteht. Die Anzahl der stachelartigen Strahlen ist desto größer, je größer der Kohlenstoffgehalt des Stahles ist. Der Manganiestahl ist charakterisiert durch das blättrige Ende der Verzweigungen. Wieder ganz anders ist die Funkelgarbe des Wolframstahles, wieder anders die des Chrom-Wolframstahles, des sogenannten Rapid-

stahls, bei dem zweierlei Strahlen auftreten, dunkelrote sehr dünne und ziegelrote dicke; Gussseisen gibt je nach der Zusammensetzung verschiedenartige Bilder. Die Bilder lassen erkennen, daß es unmöglich ist, sich in der Erkennung zu irren. Die Funkenbilder sind so charakteristisch, daß man sie nicht vertauschen kann, wenn man sie einmal kennt. Das Mittel hat sich in der Werkstatt schon vorzüglich bewährt. fl.

sind drei Kilo schwer. Chrusew, der Chef der Gefängnisverwaltung, fand aber im Juni 1908 nach Visitation des Buchthauses, daß sie zu leicht seien, und daß man sie um einige Ringe vermehren müsse. Er fragte noch hinzu, daß man auch die Handketten sobald wie möglich beisehalten solle. Die Ketten sind sehr kurz gehalten und werden eng angezogen, so daß der Gefangene nur mit großer Schwierigkeit gehen kann. Es ist gefährlich, um Lockung oder Erweiterung der Ketten zu bitten; selbst wenn die Bitte bewilligt wird, wird der Witzsteller nichtsdestoweniger bestraft. Im Juli 1908 verlangte ein junger 19jähriger Strafling, daß man einem kranken Kameraden, der es nicht selbst zu sagen wagte, die viel zu stark angezogenen Ketten etwas lockern möge. Man tat es, aber der "Denunziant" wurde von dem Aufseher dermaßen misshandelt und mit den Schlüsseln geschlagen, daß er am anderen Tage im Krankenhaus verschwand. Im Winter des gleichen Jahres kam aus Warschau ein Gefangener an, der eine alte Wunde am Bein hatte und deswegen bis dahin von den Fußketten befreit gewesen war. Über der Arzt von "Butyrki", ein gewisser Lebedew, fand, daß das "nichts sei". Der Pole wurde also in Eisen gelegt. Bald begann die Wunde brandig zu werden, und er starb an Blutvergiftung. Man macht so wenig Aufhebens vom Leben der Gefangenen, daß die Schüberkranken fast keine Pflege genießen. Die Sterbenden werden nicht abgesondert; man stellt nicht einmal eine spanische Wand auf, um sie den Augen der anderen Kranken zu entziehen. Wenn der Verschuldende aufgehört hat, zu röhren, bedeckt man ihn mit einem Tuch, dann trägt man ihn hinaus, um ihn zuerst im Vestibül und nachher in der Totenkammer aufzubahren. Unterwegs kommt man an der Waschstube vorbei; dort zieht man dem Toten die gesamte Wäsche aus und trägt ihn ganz nackt weiter. Diesem Schauspiel kann man fast täglich von den Fenstern des Krankenhauses aus zuschauen. Die Gefangenen, die von Nervenkrankheiten befallen sind — und sie sind zahlreich —, tragen Ketten wie alle anderen und bleiben in den gleichen Räumen oder in Einzelzellen, wo nichts kein Licht ist, und wo die ärztliche Überwachung sich auf folgendes reduziert: Der Aufseher spaziert im Korridor auf und ab und schreit: „Klopft nicht!“ „Willst Du wohl nicht mehr

schreien!“ „Soll ich Dir einen Faustschlag ins Gesicht geben?“ . . . Und der Faustschlag bleibt nicht aus, wenn der Kranke nicht rechtzeitig still wird.“ So knapp die Schrift, aus der wir zitierten, auch ist, ihr reicher Inhalt entschädigt die Kürze; auf wenigen Seiten finden wir eine solche Ummenge Kulturwidrigkeit zusammengedrängt, daß das kleine Büchlein zurflammenden Auflageschrift gegen den Zarismus und seine Helfershelfer und zu einem Dokument der Schande des russischen Absolutismus wird.



Funken als Erkennungszeichen für Stahlarten.

Die Zustände in den russischen Gefängnissen
beleuchtet wieder einmal in grellen Farben eine kürzlich im Verlag der Buchhandlung Vorwärts (Berlin) erschienene Schrift, in der die Verfasserin, Vera Figner, u. a. folgende Schilderung von dem Moskauer Zentralgefängnis „Butyrki“ gibt, wo etwa tausend politische „Verbrecher“ untergebracht sind: „Die Straflinge tragen Ketten, die auf Zeit ver-



Tripolis.

urteilten während eines Viertels ihrer Strafezeit, die Lebenslänglichen acht Jahre lang. In Wirklichkeit sind diese Fristen länger, denn die Verwaltung „vergibt“ es, die Eisen abnehmen zu lassen, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Zudem genießt sie das Recht, als Strafe diese Frist zu verlängern und noch Ketten an den Händen tragen zu lassen. Die Ketten bestehen aus Ringen, und ihre Rassel erfüllt das Gebäude; dieses Rassel hört den ganzen Tag nicht auf und reizt viele Insassen bis zur Wit. Die Eisen

schreien!“ „Soll ich Dir einen Faustschlag ins Gesicht geben?“ . . . Und der Faustschlag bleibt nicht aus, wenn der Kranke nicht rechtzeitig still wird.“

So knapp die Schrift, aus der wir zitierten, auch ist, ihr reicher Inhalt entschädigt die Kürze; auf wenigen Seiten finden wir eine solche Ummenge Kulturwidrigkeit zusammengedrängt, daß das kleine Büchlein zurflammenden Auflageschrift gegen den Zarismus und seine Helfershelfer und zu einem Dokument der Schande des russischen Absolutismus wird.